

Der Text, den ich lesen werde, will nicht in Konkurrenz treten zu Matthias Kunischs und Marcus Fausers Switch-Projekt „VerORTung“. Er umkreist es lediglich, wie ein neugieriges Tier ein ungewohntes Objekt umkreist, also auch mit einer gewissen Scheu. Sodann greift er da und dort einen thematischen Faden auf, ein Bild, verlässt den Ort, begibt sich, wider alle chronologische Ordnung, auf eins der alten Floße, die zugerichtete Fachwerkbalken aus dem Schwarzwald nach Esslingen und weiter neckarabwärts transportierten. Auf einem der schwankenden Bohlen sitzt auch der durch Württemberg reisende Schriftsteller Mark Twain und verspürt, so wörtlich, ein „tiefes und stilles Entzücken“. Der Satz könnte auch von Hölderlin stammen. Sein Gedicht "Der Neckar", wahrhaft eine Hymne, hängt hier im Raum groß an der Wand, zu recht, denn es stand am Anfang des Projekts, dessen heutige Gestalt das Resultat vieltägiger Arbeit ist. Hölderlin ist auch zu hören. Pausenlos liest sein Neckargedicht Peter Härtling, von Matthias und Marcus aufgenommen im Tübinger Hölderlinturm, Schutzraum des Dichters während der letzten 36 Jahre seines Lebens. Und auch die Tübinger Lyrikerin Eva Christina Zeller liest es. In einer Filmsequenz steht sie und rezitiert vorm Neckar, wie er aufscheint in einer optisch und elektronisch verfremdeten Version von Marcus Fauser. Denn auch der Fluss selber, wie er, gerade mal hundert Meter vom Bahnwärterhaus entfernt, vorbeifließt, ist nichts anderes als das Produkt einer Verfremdung.

Es geht also um den Neckar, und nicht, vordergründig, um Hölderlin; – jenen Neckar, in dessen ursprünglichem Namen der Begriff „wildes Wasser“ steckt. Wild? Der Neckar? Heute? Für den Tübinger Dichter hatte der Fluss eine arkadische Bedeutung. In seinen Tälern wachte, wie es in seinem Gedicht heißt, das Herz ihm auf und auf seinem Wasser sah er den Glanz der „bläulichen Silberwelle“. Und sein Neckar floss nur vordergründig in den Rhein, den „stillerhaben“. Sein Neckar fließt südostwärts und mündet in die Ägäis.

Was wäre der Neckar ohne seinen Nebenfluss, die Fils. Was ihre Länge von nur 63 km betrifft, kann sie mit jenem, mit dem sie sich im Plochinger Dreieck vereint, nicht mithalten. Denn es steht 63 zu 367 km. Weshalb ich die Fils erwähne: Weil sie gehörig Wasser beisteuert zum alsbald steigenden Volumen ihres größeren Bruders und weil ich in einem mäßig großen, inzwischen mit einem Stadtrecht versehenen Dorf an ihrem Mittellauf aufgewachsen bin. Diese Tatsache wär ganz und gar unerheblich, wenn wir, also meine damaligen Spielgefährten und ich, in tieferen Gumpen und ausgewaschenen Becken unterhalb der Wehre nicht erfolgreich nach Fischen getaucht wären. Als dann nach dem Krieg die Wirtschaft wieder in die Gänge kam, ein Vorgang, den man blasphemisch als Wunder bezeichnete, arbeiteten bald die flußauf- und flussabwärts gelegenen Spinnereien, Wollfabriken und Färbereien auf Hochtouren. Dann gesellte sich zum Wirtschaftswunder ein weiteres, nämlich ein Farbwunder: unser Spiel- und Badefluss färbte sich an einem Tag rot wie der Wein von Bordeaux, wohin sich Hölderlin auf seiner letzten Winterreise zu Fuß aufgemacht hatte, an einem andern gelb, am dritten blau. Aber das Blau verdankte das Flüsschen nicht dem Widerschein des blauen Himmels. Blau war die Färberbrühe, die ungehindert und ungereinigt in die Fils sich ergoss und weiter am Plochinger Knie in den Neckar, der es auch bunt mochte, denn auch an seinem Lauf sorgten etliche Textilfabriken für eine farbige Abwechslung. Wie lange das so ging, erinnere ich nicht genau. Aber was ich erinnere, sind meine Fische. Aber sie schwammen nicht, sie trieben dahin, die weiße Bauchseite nach oben gekehrt. Das wiederholte sich, nachdem der Neckar bis Plochingen zur Bundeswasserstraße ausgebaut worden war. Dann während heißer und sauerstoffarmer Sommer immer wieder das jammervolle Bild. Damals gab ein baden-württembergischer CDU-Politiker, der den Sprung vom Marinerichter zum Ministerpräsidenten geschafft hatte, ausschließlich den Fischen die Schuld. Nur dumme Fische schwimmen oben, sagte er. Und die lebenden waren ungenießbar und hatten einen Modergeschmack.

Die Geschichte des Neckarkanals lasse uns hier im Bahnwärterhaus nicht unberührt. Dazu ein paar trockene Auskünfte: Mit dem bis Plochingen geplanten Ausbau der Schifffahrtsstraße wurde schon vor Beginn des Zweiten Weltkriegs begonnen und es gab weitergehende Pläne, auch die Fils zwischen Plochingen und Göppingen schiffbar zu machen. Das Gelände für einen Hafen bei Göppingen war bis 1978 raumplanerisch reserviert. Neckar-Baudirektor Otto Konz ließ eine Untertunnelung der Schwäbischen Alb mit einer Schifffahrtsverbindung nach Ulm an der Donau planen. Nach 1945 wurde die Kanalisierung des Neckars fortgeführt. Der Abschnitt bis Stuttgart war 1952 vollendet, 1958 wurde der Hafen Stuttgart in Betrieb genommen. 1968 wurde das Werk der Kanalisierung mit der Stufe Deizisau abgeschlossen. Der Fluss war an insgesamt 27 Stufen aufgestaut und damit von Mannheim bis Plochingen schiffbar geworden. Eine witterungsresistente Schautafel, montiert am Geländer der Pliensaubrücke, informiert über den Esslinger Teil des Kanalprojekts. Die aufgedruckte farbige Vedute aus dem Jahr 1686 schuf der Kriegerat und Kartograph Andreas Kieser. Sie stellt die Reichsstadt Esslingen dar und zeigt, wie weit verzweigt der Neckar Innenstadt und Pliensaubrücke durchfloss. Ich zitiere die dazu gehörige, für unser Verständnis wichtige Textstelle, verfasst vielleicht in der Bürostube eines Denkmalamts:

„Mit der aufkommenden Industrialisierung und dem damit verbundenen Anstieg der Verkehrsströme änderte sich das Gesicht der Brücke. Besonders einschneidend aber war der autobahnartige Ausbau der B 10 und der Neckarkanalisierung. Zur Schiffbarmachung des Flusses wurden zwischen 1965 und 1967 drei Sandsteinbögen abgebrochen und durch eine Stahlkonstruktion ersetzt. Der Neckar wurde begradigt, das einstmals seichte und breite Flussbett mit seinen Inseln und schwingenden Bogen durch das Neckartal ist

Geschichte“.

Geschichte, also Vergangenheit: das Flussbett mit seinen Inseln und schwingenden Bogen durch das Neckartal. Auch dieser Satz, der eine kulturelle Katastrophe mit der Lakonie eines trockenen Chronisten beschreibt, könnte in einem Neckargedicht Hölderlins stehen.

Aber war Hölderlins Lebenszeit eine bessere, gar eine gute Zeit?

In seinem von katastrophischen Schichten durchzogenen Gedicht „Der Wanderer“ imaginiert Hölderlin Wüsten und Eispol. „Alt bin ich geworden indes, mich bleichte der Eispol, und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus“, sagt er. Und draußen in der Welt findet er „gefesselteres Leben“, und die Mutter Erde, sagt er, ist zur Witwe geworden. Nur daheim findet er noch „seliges Land“. Wie? Immerzu selig, sein Land? Fast drohen in den hymnischen Neckar-Strophen ein paar Zeilen unterzugehen, Schattenzeilen, Kehrseiten. Von der „Knechtschaft Schmerzen“ schreibt er, die, gewiss nur für den Moment, des „Himmels Luft“ ihm auflöst.

Also Joch und Knechtschaft: der Herzog und die gnadenlosen Vollstrecker seiner Erlasse, die Kirche und ihre unbarmherzigen Kloster- und Stiftsvorsteher, die gestrenge Mutter, der er bis zum Tode untertänigst verbunden bleibt. Und schuldbewusst, weil er ihrem Wunsch – oder war es gar ein Befehl? –, Pfarrer zu werden, sich stets widersetzt hatte. Und dann diese Zeile, ein Glücksversprechen mit Vorbehalt, mit einer Selbstwarnung im Unterton: „Noch dünkt die Welt mir schön...“. Eine Trübung also, aber noch keine Verfärbung, so dass sein Neckar immer noch hell und silbrig genug glänzt und der Gegensatz zwischen diesem und jenem dort drüben hinterm Merkel-Park noch immer unendlich groß scheint.

Nur manchmal begehrt er auf und rüttelt und zerrt an seinem Betonkorsett. Reißend war er erst kürzlich geworden und lehmgelb, als innerhalb weniger Tage der viele Schnee schmolz und die Albbäche gewaltig anschwellen. An den Wehren und Schleusen donnerten die Kaskaden, und auf der Bahnfahrt nach Tübingen am 9. Januar sah man die überschwemmten Auen. In den wippenden Zweigen der Erlen und Uferweiden hing Treibgut, weiße Fetzen wie zerknüllte Papiere, wie Baumwollknäuel. Im Hölderlinturm las Peter Härtling aus seinem Hölderlin-Roman, und im Stockwerk darüber sprach er für Marcus und Matthias das Gedicht „Der Neckar“. Der Roman, an dem sich im Rahmen des Tübinger Projekts „Eine Stadt liest ein Buch“ noch viele Mäuler abarbeiten, ehe man zum Bücherfest im Frühjahr das Buch wieder zuklappen können, ist 1976 erschienen. Im Jahr 1776 war der Neckar bei Nürtingen zugefroren, dann hatte es getaut und eine verheerende Überschwemmung war die Folge gewesen. Bei dem Versuch, den drohenden Einsturz der hölzernen Neckarbrücke zu verhindern, starb der Weinhändler und Bürgermeister Johann Christoph Gock an Erschöpfung und Unterkühlung. Gock war Hölderlins zweiter Vater geworden, wie Nürtingen nach Lauffen seine zweite Heimat geworden war.

Kann Kunst lügen?

Wenigstens kann sie missbraucht werden, wie auf der Nordseite der Dieter-Roser-Brücke. Auf einem Sockel steht, in Bronze gegossen, ein Nachen und drin ein Fischer, in den Händen eine lange Stange. Aber die hilft ihm nicht ernstlich. Er bleibt bis in alle Ewigkeit ein Luftschiffer. Bernhard Heiliger schuf die Skulptur, die ich mir am Tübinger Neckar unterhalb des Turms vorstellen könnte. Sie war wohl als Idyll gemeint.

Neckarschleuse und Stocherkahn, was für eine seltsame Paarung. Aber vielleicht ist es so: je radikaler Politiker, Ingenieure Landschaften bis zur Unkenntlichkeit auf den Kopf stellen, desto sentimentaler gehen sie mit Kunst um. Kunst am Bau, Kitt-Kunst, Alibi-Kunst, Verharmlosungskunst.

Auf der fast wandfüllenden Bleistiftzeichnung von Matthias Kunisch sehen wir scheinbar Längstvertrautes. Ja doch, kennen wir alles, den Frachtkahn, wie man ihn täglich auf dem Kanal sieht, den Bauch der Schleuse verlassend, die Betonufer, die Betonbrücke, die Betonkästen obenauf. Ein paar Autos. Links und rechts der Schleuse etwas Wiese, darin eingepflanzt junge Bäume und Sträucher. Aber schauen wir doch genauer hin. Der hoch im Wasser liegende Frachtkahn mit seinen geöffneten Ladeluken. Die Laderäume scheinen leer, kein Schrott, keine Kohle. Und welcher Hölderlin-Verehrer unter den belgischen, französischen, niederländischen und deutschen Reedern hat sein Flussschiff auf Diotima getauft? Und wer gab dem kleinen Haus auf der Schleusenbrücke den Namen Hyperion? Hyperion oder Der Eremit von Griechenland, so lautet der Titel von Hölderlins Briefroman. Hyperion? Mein Freund Stefan, des Altgriechischen mächtig, klärte mich auf: hyper ion, darüber gehen, also auch darüber stehen, die Übersicht bewahren, über den Dingen schweben wie Helios, der Sonnengott. Bar Hyperion, Cafe Hyperion: so etwas wie ein spirituelles Gehäuse, worin eine andere Sprache gesprochen wird, worin die Zeit ein anderes Maß hat als nebenan in der Schleusenzentrale, wo der Wärter per Knopfdruck die eisernen Schleusentore öffnet und schließt. Wo Leben und Lieben anders buchstabiert werden, so wie Matthias Kunisch die Realität neu buchstabiert, Strich um Strich, Schraffur um Schraffur, mit weißen Flächen dazwischen für die vibrierende Leere. Sein Arbeitsrhythmus ist ein archaischer oder ein mittelalterlicher. Sein Scriptorium ein Ort entschleunigter Zeit, in dem mit emsigen Strichen der Kanal zurückgebaut, zurückgestrickt wird.

Eine gänzlich andere Form, Hölderlins Neckar ins Verhältnis zur heutigen Wasserstraße zu setzen und die daraus sich ergebende Spannung sichtbar zu machen, greift Marcus Fauser auf. Den Fehdehandschuh, den ihm die Zeit vor die Füße wirft, nimmt er auf, aber nur, um mit ihr zu spielen, sie, nach eigenem Ermessen, mal anzuhalten, mal anzutreiben. Oder er stellt die Gesetze auf den Kopf, und jagt, wie am Nürtinger Streichwehr, den Neckar flussbettwärts, seinem Ursprung zu, der gleich neben dem der Donau liegt, die nach Osten fließt, Hölderlins Richtung. Aber war nicht auch Hölderlins biographischer Weg ein Gang flussaufwärts: Lauffen, Nürtingen, dann Tübingen. Und schon vor 26 Jahren hat Eva Christina Zeller, damals

noch Studentin der Philosophie, in einem geradezu leichtfüßigen, mit „Frühlingsgedicht“ überschriebenen Elfzeiler die Fließrichtung umgekehrt:

Der Neckar fließt/ stromaufwärts/ die Enten schwimmen/ ihm entgegen/ ich zünde mir eine Zigarette/ am offenen Fenster an/ um nicht/ über die Ufer zu treten/ Johnny ist meine Marke/ mein Glück ist da/ der Fluß fließt gegen den Strom

Der Fluss, wie Marcus Fauser ihn wahrnimmt, wird nicht abgesucht nach Idylle-Resten, nach randständig Schöner. Und wenn, dann halten Idylle und blitzschneller Vorgriff auf den Überhang des Hässlichen einander die Waage, wenigstens für Augenblicke. Aber es geht in Wirklichkeit nicht um eine Idylle, so wenig es in Hölderlins Neckargedicht um eine solche geht. Auch hat Marcus seiner Rauminstallation die Farbe entzogen. Was er zeigt, ist eine Bilderwelt in Schwarzweiß, schwarzweiß wie der Himmel, die Gegenstände und Personen auf dem winterlichen Schneeweg nach Nürtingen, wo am Wehr der Neckar bergauf fließt. Der tastende Schwenk der Kamera, die den tanzenden Blätterschatten auf der gleißenden Oberfläche des Wassers aufzeichnet, ehe der ungesicherte Widerschein von Licht und Dunkel überholt und überlagert wird von der Realität der Futtersilos, zementener Kaimauern und der röhrenbewehrten Untersicht der Brücken.

Habe ich schon gesagt, dass Hölderlins Neckar ins Meer Griechenlands und seiner Archipele mündet? Eine Wasserstraße, aber nicht für Schrott und Kohle, sondern für die Sehnsucht nach den verschwundenen Göttern und deren geheimem Fluchtort, den aufzuspüren Hölderlin ein halbes Leben lang wandernd und fahrend unterwegs war.

Die Schatten in seinem Gedicht „Der Neckar“ sind in der Unterzahl. Der Gesang, die Hymne überwiegt: „In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf zum Leben“.

Wir, die wir lesend und sinnend daran teilhaben, sind der Hymne nicht mehr mächtig. Sie bleibt uns, fürchte ich, auf alle Zeiten versagt. Weshalb wir uns abkehren, ohne uns noch ein einziges Mal umzudrehen. Denn wir wissen, dass hinter unserm Rücken die letzten Wiesen und Uferweiden nur wieder neuen Mauern, Straßen und Parkplätzen weichen, die so groß sind wie Fußballfelder und manchmal noch um ein Vielfaches größer.

Es sei denn wir bleiben. Und nehmen die Brache an und entfachen, wie Marcus Fauser, auf der Oberfläche des geschundenen Flusses ein Feuerwerk aus Sonnenblitzen und Lichtfunken, wohl wissend, dass neben dieser Einstellung das Bild des Heizkraftwerks mit seinen fast an die Oberkante des Altraufs ragenden Schloten lauert. Denen entströmt Tag und Nacht Dampf oder – wer weiß – Rauch, der wandernde Schatten wirft auf das Land, das ohnedies nur noch Bauland ist. Oder es nimmt, wie auf der luftigen, entmaterialisierten Zeichnung von Matthias Kunisch, der Frachtkahn „Diotima“ behutsam Fahrt auf, in Richtung Heidelberg, der, so Hölderlin in seinem gleichnamigen Gedicht, „Vaterlandsstädte Ländlichschönste“, ehe er seinen Kurs ändert, „zu Smyrnas Ufer, zu Iliens Wald, zu Ioniens Inseln. Vielleicht auch nicht. Und er ankert stattdessen hier irgendwo. Ganz in der Nähe. Vorläufig für immer.

Der Text entstand aus Anlass der Ausstellung „Das Fauser/Kunisch/Hölderlin-Experiment: eine VerORTung“ im Bahnwärterhaus. 18. bis 28. Januar.
Esslingen, am 28. Januar 2011.
Friedhelm Röttger